

Dora
Kaprálová

Berliner
Notizbuch

Impressum

Die tschechische Originalausgabe erschien
2016 unter dem Titel: „Berlínský zápisník“
im Verlag Druhé město – Martin Reiner, Brünn
Copyright © Dora Kaprálová, 2016

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
BALAENA Verlag, Landsberg am Lech, 2018

Erste Auflage

Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung aus dem Tschechischen: Ruben Höppner,
unter Mitarbeit von Denisa Lenertová

Lektorat: Heike Birke

Layout und Satz: Teamdesign Landsberg, Ute Fiedler

Coverdesign: Dan Mayer

Foto der Autorin: Luisa Greenfield

Druck und Bindung: Digitaldruck Leibi Neu-Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-9819984-1-2

www.balaena.de

Dora Kaprálová

Berliner Notizbuch

Aus dem Tschechischen
von Ruben Höppner unter
Mitarbeit von Denisa Lenertová

Inhalt

Erster Teil

(5.2.2013 – 28.5.2013)..... Seite 9

Zweiter Teil

(3.9.2013 – 23.6.2014)..... Seite 53

Dritter Teil

(5.9.2014 – 30.1.2015)..... Seite 157

Erster Teil

(5. 2. 2013 – 28. 5. 2013)

5. 2. 2013

Heute ist Montag. Ein geschäftiger Tag also. Es könnte aber genauso gut Samstagabend sein, das würde aufs Gleiche hinauslaufen. E. hat seit zwei Tagen Fieber, sie hat eine Ohrenentzündung, jetzt auch noch eine Bindehautentzündung. F. hustet und schnupft und ihr Schlaf spinnt einen dieser spaßigen Träume, wie sie kleine Mädchen mit verstopfter Nase für gewöhnlich haben, einen Laufraum, nach ihren Bewegungen und dem Schmatzen zu urteilen, könnte er auch abenteuerlich sein. Ich selbst habe zwischen Teekochen und Kinderbuch-Vorlesen nur einen einzigen Einkauf beim Metzger erlebt. Aber auch dieser kurze Weg zur Metzgerei und zurück kann ein stilles Abenteuer sein, meditativ, ich zeichne es gegen Mitternacht auf:

Ein Mann. Unser Berliner Metzger. Oft gehe ich zu ihm einfach nur so zum Gucken. Er bietet mir Schweineschulter und Kotelett an. Zu ihm kommen viele Leute vom Bau. Er ist freundlich. Ich betrachte seine dicken, fleischigen Finger, wie sie über die rote Fleischbrust fahren. Sagt man dazu *Fleischbrust*? Wie nennt man das nochmal? *Was wollen Sie?* fragt er mich auf Deutsch, Tschechisch kann er nicht. Ob ich eigentlich Russin sei? Wieso ich dann einen Pelzmantel trage, he? Also, das ist eine lange Geschichte, du Trottelchen, antworte ich ihm wie immer, den habe ich von einer Toten, du Detektivmetzger, Metzger und Detek-

tiv, das hat es bisher noch nicht gegeben. Polin sei auch in Ordnung, macht er sich weiter über mich lustig, der alte Haudegen. Und wieder lächelt er, dieses göttliche Blutwurstchen. Das Fleisch dort ist ekelhaft, auf ihm sitzen Fliegen, eine typische DDR-Fleischerei in einem der blitzsauberen Berliner Viertel, die bald pleitegehen wird. Ich will kein Fleisch, sage ich, ich möchte, dass du mich zerschneidest, Dummkopf! *Echt?* Das finde ich allerdings *ekelhaft*, sagt er auch heute erbost. Nun ja, gebe ich zu, auch ich finde diese Idee abstoßend. Na gut, vergessen Sie's, also, drei Würstchen, bitte. Und wenn draußen keiner zuguckt, lege ich die Würste wie immer anständig symmetrisch neben den nächsten Mülleimer, für Hunde und Ratten. Den Kindern kaufe ich bessere, ohne eingewurstete Fliegen, bei uns im Haus, im Bioladen. Zurück aus der Fleischerei drücke ich mich heute zwischen Polizeiwannen und einer Demonstrantenmenge hindurch. Sie protestieren gegen die Räumung von besetzten Häusern; lauter Trommeln und Megafone, Klatschen, ein Herz, eine Menge. Ein grauerregender, aggressiver Umzug alternder linker Veganer, militanter Haferfresser, maskuliner Unsicherheit, femininer Leere, Drittgenerationshippies mit Kreditkarten in der Tasche. Nur ich blieb zwischen all denen ruhig, ich klatschte und tanzte nicht, schlug nicht auf Trommeln, schrie nicht, drückte meine Füße fest auf den Boden und fühlte mich sogar im Februarregen leichter. Unser Berliner Metzger ist ein Tüchtiger, er würde nie mit einer solch stumpfsinnigen Masse von Alternativisten mitlaufen. Vorm Schlafen muss ich diese Geschichte meinem Mann erzählen, sobald er sein Level durchgespielt hat. Über den metzelnden Metzger.

12. 2. 2013

Ein Berliner Mann. Er steht mit einem Goldzahn auf einer Brücke unweit der U-Bahnstation Möckernbrücke. Unser Spiel könnte *Fang den Opa* heißen. Wenn ich ihn jetzt dort im Winter zufällig fange, werfe ich ihm Kleingeld in den Akkordeonkoffer und er spielt mir etwas. Ich stehe, höre zu und beobachte den Spreekanal, die faulen Schwäne und Enten in der weißen Berliner Landschaft. Die Brücke ist überdacht und verglast, und auch er ist, wenn er spielt, vollständig überdacht und verglast, friedlich. Ich höre ihm zu und liebe es, will mich nicht rühren. Auch er beobachtet, während er spielt, die faulen Schwäne und Enten. Sie haben sich aber einen schönen Teil der Welt ausgesucht, mein Herr, sage ich zu ihm einmal pathetisch, als er fertig gespielt hat. Und er lächelt, sein Zahn blitzt. *Spasiba*, sagt er zu mir, *spasiba*. Er ist ein ästhetisches Väterchen, ein Ästhetikväterchen, ist russisch niedlich. Wann immer ich ihn dort fange, ist mir sein Schicksal nicht egal. Solange er spielt, verlasse ich ihn nicht. Und auch er, so scheint es, verlässt mich nicht.

Ein anderer Berliner Mann. Er ist Müllmann. Ich beobachte ihn aus dem Küchenfenster. Er uriniert diskret an der Mauer im Hof in den Schnee, während seine Kumpel in den orangenen Westen der Berliner Stadtreinigung die Mülltonnen wälzen; sie rollen, sie ziehen die Rollcontainer mit ruckartigen Bewegungen lärmend aus dem Hof, auf die Straße. In den Containern ist getrennter Müll, aber auch ein paar Ratten, ein unbenutztes Bahnticket, ein Brief von einer Frau an einen Mann, nie abgeschickt, ein alter

Kamm, benutzte Windeln, ein geplatzter Ball, eine Lampe und ein lilafarbener Lippenstift von irgendwem. Könnte ich diesen Mann lieben? Und er mich? Was für eine seltsame Februarfrage, ich betrachte ihn doch nur, wen geht es an, was wir machen, und was geht *uns* das an, was wir machen? Ich sehe, wie er neben dem Container uriniert, in den ich noch vor einem Augenblick eine Mülltüte geworfen habe. Ich sehe, dass er uriniert und dass vor ihm ein gelber Fleck im Schnee entsteht, *ein gelbes Flüsschen, eine žltá riečka*. Und dass jemand, der diesen Müllmann wirklich liebt, dieses kleine gelbe Flüsschen liebevoll betrachten, es mit einem Blick lieblosen und erfrischt davongehen wird. Vielleicht einer seiner Kumpel, oder ein Asiate, irgendein Chinese zum Beispiel. In einer besseren Welt. Dort, wo Antony (and the Johnsons) seine Hits singt.

Noch ein anderer Berliner Mann. Ein junger, zierlicher Ungar aus Pest. Ein Tänzerungar. Wir begegnen uns regelmäßig in der Krossener Straße, in der Seumestraße und manchmal auch in der Gärtnerstrasse, aber dort tun wir so, als würden wir uns nicht sehen, das ist nicht in unserem Territorium. Meistens treffen wir uns allerdings in unserem Treppenhaus, wo wir jedes Mal zusammenstoßen. Wie auch immer wir versuchen uns auszuweichen, wir stoßen zusammen. Das Treppenhaus ist schmal, wir stoßen zusammen, nicht sehr heftig, aber dennoch. Und seltsam ist es auch. Auf verschiedene Weise verklemmt, atavistisch, Hand ins Auge, Ellenbogen ins Trommelfell, Lippen ums Knie. Habsburgmonarchisch stützen wir uns aufeinander ab; dann entschuldigen wir uns gegenseitig, erklären, verteidigen. Ich beabsichtige jedes Mal ihn zu

fragen, wie zur Hölle es möglich ist, so zusammenzustoßen. Schließlich ist er ja Tänzer und kein Trampel, und ich bin bisher hoffentlich auch noch nicht so wackelig auf den Beinen. Aber immer, wenn ich Atem hole, sagt er mir: „*Muss ich leider schon, mein Geliebter wartet auf mich!*“ Ja, antworte ich. Wir schaffen es, korrekte Nachbarschaftsbeziehungen zu wahren. Das Treppenhaus kehrt in seine ursprüngliche Dimension zurück. Und das ist auch gut so.

19. 2. 2013

Am Samstag feierte meine Freundin N. Geburtstag. Neununddreißig Jahre, neununddreißig Grad. Ein Fiebergeburtstag. Am Ende fanden sich nur Frauen ein (aber es war trotzdem schön). Die ukrainische Politikerin Oksana redete ergriffen über die Femen-Bewegung, die sich bemühe, das Gute aus der Ukraine zu diskreditieren, und bei dem Gedanken an die Hoffnung der Orangen Revolution fing sie an zu weinen. Die vierunddreißigjährige Julia mit polnisch-jüdischen Wurzeln lachte verrückt, dass Tel Aviv der wohl rassistischste Ort auf der Welt sei. Die ultralinke Berlinerin Rika mit einem Ring in der Oberlippe sprach über das Leben in einem Bauwagen, als wäre dies die einzig nachvollziehbare Antwort auf die Kopflosigkeit von Heute.

Wir waren also alle ein wenig aus dem Ruder gelaufen, krankhaft engagiert; gerade in den Raum des mittleren Alters eintretende Frauen, und dieser Raum war das Zimmer meiner Freundin, die gerade ihren Geburtstag feierte. Im Zimmer – Blumen, jede Menge Essen und Wein. (Nicht

mal zu albernen Gesprächen über Männer kam es, oder erst in der Nacht, als sich unsere Zungen verhedderten...) Nur die Kroatin Jasmin unterbrach diese fassbinderische Atmosphäre. Dichterisch trunken erinnerte sie sich an ihren Onkel aus Herzegowina, der ein Haus gebaut hatte, in dem keiner hatte wohnen wollen, und so ließ ihr Onkel in dieses große, leere Haus in den Bergen die Kleider von all seinen Verwandten einziehen; von Bosnien bis nach Slowenien. „Es ist ein Haus voller Kleider, ein Haus der Familiengeschichte“, rief die reine Seele, aber die anderen Frauen hatten eher Femen, Pussy Riot oder äthiopische Flüchtlinge in Tel Aviv auf dem Herzen. Dann sprachen wir über Urintherapie. Wie es dazu kam, krieg ich nicht mehr zusammen, aber es war ein dankbares Gesprächsthema. Ich dachte daran, dass Präsident Zeman seinen eigenen Urin trinkt, wenn er gerade keinen Becherovka zur Hand hat. Dann wurde mir klar, dass das nicht stimmen konnte, dass sich das mit irgendeinem wirren Traum vermischt haben musste, und dass keine meiner Freundinnen Zeman kannte; aber kenne ich ihn denn? Habe ich jemals mit ihm zusammen Harn getrunken? Jedenfalls war Urintherapie ein unterhaltsameres Thema. Ich schwieg, trank, überaß mich ein wenig und dachte daran, dass der Februar nur 28 Tage hat, aber für all das auch nichts kann.

Und heute ist mir eingefallen, dass immer noch Februar ist, in dem ich in diesem Moment nach Kärnten hätte reisen sollen, ein Gespräch mit dem österreichischen Schriftsteller Winkler aufzeichnen. Ich fahre aber nicht. Die Reise ist am Ende nicht zustande gekommen. Warum, ist egal. Am Februar ist schön, dass man sich viele Din-

ge nur vorstellen kann. Reisen zum Beispiel. Notizen von einer nichtrealisierten Reise habe ich mir tatsächlich vor ein paar Tagen gemacht, falls es schiefgehen sollte. Also läuft alles, wie's laufen soll. Im flüchtigen und verträumt rasanten Februar.

26. 2. 2013

Im Allgemeinen denke ich, dass Menschen sich nicht besonders gut verstehen. Im Februar. Gestern zum Beispiel ist in Frenštát pod Radhoštěm ein Haus in die Luft gegangen. Angeblich die vorsätzliche Tat eines Problemmieters, der ausziehen sollte und seinen Nachbarn mit dem Tod gedroht hatte. So hatte sich die Apokalypse also erfüllt. Aber was, wenn es sich um eine Fehlanschuldigung handelt? Eine schreckliche Nachricht, und zugleich eine Februarnachricht, eine Nachricht aus dem Winter, der nicht endet, aber langsam enden sollte.

Und noch was zum Missverstehen. Der eindeutig stärkste der drei Spielfilme, die ich letzte Woche auf der Berlinale gesehen habe, war der georgische Film mit dem unübersetzten Titel *Grzeli nateli dgeebi*. Eine Geschichte aus Tiflis vor dem Hintergrund eines kriegerischen Konflikts, dem Heranwachsen von Kindern und dem Auseinanderleben von Eltern, ein Film voller Gewalt und Zärtlichkeit. Nach dem Film eine Diskussion mit der georgischen Regisseurin Nana Ekvtimischwili, die auf die Fragen zweier deutscher, militant gestimmter Feministinnen antwortete. „Warum zeigen Sie die männliche Ag-

gression in einem so positiven Licht?“, fragte die eine und die andere fiel ihr ins Wort. „Warum erläutern sie nicht ausführlich, wie die Beziehung zwischen Mann und Frau in Georgien wirklich abläuft?“ Die Regisseurin lächelte, bemühte sich, ihre Trauer nicht zu zeigen, aber sogar aus der achten Reihe war nicht zu übersehen, wie sie wütend den Zipfel ihrer Bluse zusammenknautschte. Die anderen Fragen waren angemessener, trotzdem (westeuropäisch) arrogant und völlig am Sinn und Wesen des Films vorbei.

5. 3. 2013

Berlin – Tagebuch (Donnerstag bis Montag)

Nachdenken, analysieren, nachsinnen, aufdecken, abgrenzen, zerlegen, abtasten, die Schichten der Wirklichkeit sorgfältig zerfurchen, aufmerksam erforschen, in Wassertiefen eintreten, in Maulwurfshügel eintauchen, des Pudels Kern entdecken, einen rationalen Pfiff abgeben, berauscht schnüffeln, liebevoll den Kopf senken, sich zwischen die Beine eines geliebten Mannes (meines Mannes) klemmen... oder: freundlich und frei durcheinanderquasseln.

Wenn ich in der letzten Zeit das eine versuche, kommt das andere dabei heraus. Die Sätze laufen mir einfach davon; dilettantische Ameisen im Weltraum. Ihre Botschaft verwischt kurz vor dem Ende (vor der endgültigen Kurve beim Brunnen). Und während ich daran denke, hängt in der oberen Ecke des Zimmers eine Spinne selbstsicher in ihrem Netz. Ich zerstöre ihr Werk mit einem Besen. (Vergib mir, kleines Tier.)

Unentschlossene Vorsätze von heute: nie wieder einen Text über das Thema **Ein Mann** schreiben. Zuhören, schweigen, sich noch mehr auf Kinderspiele einlassen oder schlafen. Mit Genuss kochen und backen. Eine neue Tortenform kaufen. Stroboskopisch denken, und nur, wenn es sein muss. Minimalistisch abwägen, nur aus einer Notwendigkeit heraus. Den Alltag viel verschwenderischer durchleben. Rauere Sätze schlafen lassen. Aber Menschen, die sich nicht davor scheuen zu schweigen, mag ich wirklich. Manchmal habe ich Angst zu schweigen. Und dann rede ich dumm und unsinnig durcheinander (siehe Satz Eins und die, die darauffolgen).

Berlin – Reisetagebuch (Donnerstag bis Montag)

Ein Kroatie schrie in der vollgestopften U-Bahn Richtung Alexanderplatz auf Kroatisch unvermittelt TOD und biss seiner Freundin ins Ohr. Es drehten sich alle um, die wohl Slawen sein mussten (mich inbegriffen insgesamt drei Reisende).

Die älteste Frau aus unserem Haus, die einsame Frau Kranz, gibt unserer dreijährigen F. an der Tür jedes Mal etwas Süßes. Sie wohnt im zweiten Stock, wir im vierten. F. hat eine magische Bettlerbeschwörung gelernt: *Ich habe Hunger*. Sie geht die Stufen hoch, wiederholt den Satz für sich, feilt an der Aussprache bis hin zur Perfektion; sie eilt zur Tür im zweiten Stock und erregt rufe ich ihr hinterher: „Du klingelst nur unter der Bedingung, dass du diesen Satz nicht sagst.“ Dann kommt F. meistens problemlos von ihrem Vorhaben ab und wir gehen fröhlich weiter hinauf, bis zu uns.

Der junge ungarische Nachbar K. ist gemeinsam mit mir von einer Abendvorstellung im Berliner Theater Ramba Zamba zurückgekommen. In der fast frühlingsgefühligen Tram M10 sagt er mir: „Until I was twenty one, I did nothing.“ Ich will anmerken, dass *nichts tun* unmöglich ist. Aber es geht nicht. Ich will den Satz aussprechen, aber ich kann ihn nicht aussprechen, er scheint auf einmal völlig unsinnig. Was hast du also bis zu deinem einundzwanzigsten Jahr getan, Junge? „I did really nothing“, beteuert er steif und fest und mehr bekomme ich nicht zu hören. Also wenigstens mit dem netten Schwulen kurz über irgendetwas lachen. Aber worüber?

Heute fahre ich um 6:45 mit dem Zug nach Prag, es dämmt. Nach dem Berliner Winter mit Familie eine Woche in Prag ohne Familie. Kein Ausflug. Keine Reise. Kein Winter. Kein Frühling. Nicht fröhlich. Nicht traurig. Ein Mittelding. Arbeiten. In die Axa-Therme Schwimmen gehen. Nicht zu vielen fremden Männern hinterherschauen, höchstens auf ihre Schnürsenkel an den Schuhen, das dürfte ich vielleicht sogar; flüchtig. Nicht zu viel diskutieren, Konfrontation vermeiden, nicht auf ein Wort stehenbleiben, sich nicht wie von Sinnen in Gespräche mit Leuten verwickeln, sondern eine Frühlingsschildkröte sein. Nicht das eine wollen und zum nächsten rennen. Lieber seine Nächsten aus der Ferne lieben. Ja. Eine Frühlingsschildkröte werden.

12. 3. 2013

Montag: Zugfahrt mit N. nach Prag. Zwischen Ústí und Rožtoky kommt mir die Erkenntnis, gäbe es nicht die Degeneration meiner Familie, hätte es nicht die Vermählung von Großmutter Jana mit ihrem blutsverwandten Cousin Ivan gegeben, könnte ich Pamela Anderson mit dem Gehirn von Mark Zuckerberg sein. Das ist überhaupt nicht komisch, witzig schon gar nicht. Das zerrissene Hemd meines Bruders, die Löcher in meinen Socken. Lügen haben kurze Beine und ich lüge oft, zwei Jahre noch werde ich es tun, dann ist für allemal Schluss (Achtung: kurze Beine!). Meine Beine sind ehrlich gesagt lang. Also wahrheitsgemäß. Wittgenstein... Wir erreichen Prag. Gleich das erste Geschmatze. Wir beschmatzen uns zur Begrüßung mit vierundzwanzig, vor allem vom Balkan kommenden Teilnehmern des Filmworkshops, bei dem wir mitmachen, zwei Schülerinnen vom Film, schon längst aus dem Alter raus; eine südländische Begrüßung. Das Gefühl verzweifelter Erschöpfung vor lauter fremder Spucke mit Freude darüber ersetzen, dass sie von mir (uns) ebenfalls so dreist beschmatzt werden, übermäßig und gleichzeitig mitteleuropäisch angemessen. Meine Güte, wer sind diese Menschen überhaupt, was begrüßen sie uns, als würden wir uns schon ewig kennen? Als hätten wir dreiundneunzig in Bečići gemeinsam die Nacht durchgetanzt...

Dienstag: Vorbereitung auf das Pitching (schon das Wort allein ist abscheulich) am Samstag, Dialoge mit Leuten, die sich genau wie wir eine komische, manchmal lä-

cherliche und oft qualvolle Strategie ausdenken, wie man seine Filmvision am besten rüberbringt. Meine Beine sind lang. Wittgenstein. Mittagspause, statt Mittagessen eine Metrofahrt zu meiner zweiundneunzigjährigen Großtante ins Thomayer-Krankenhaus. Meine Tante liegt in der Geriatrie, Lungenentzündung, angeblich die Endstation. Mein Herz schlägt in den langen Gängen der Geriatrie langsamer. Guck mal, Scheiße, sagt P., mein Cousin und ihr jüngster Sohn. Auf dem Gang liegt tatsächlich trockene, ziemlich kleine, menschliche Kacke... Ich lese sie mit einer mechanischen Bewegung vom Boden auf, als würde ich das seit eh und je tun. Ich halte den Kot in einem Papiertaschentuch, lächle eine Alte auf Krücken etwas dümmlich an. Ein Engel erscheint über mir. Kein Engel; es ist ein Pfleger: „Was klauen Sie mir die Arbeit? Geben Sie mir das zurück!“ Ungeschickt streiten wir uns beide um die Hinterlassenschaft im Tuch, wir sind heiter und bereits schmutzig, die Fäkalie fällt uns zurück auf den Boden. Ruhe. Wir gehen den Gang weiter. Meine Tante im Zimmer erkennt mich und erkennt mich nicht, sie ist schön, auch wenn sie schon einen Bart hat. Ich sage zu ihr: „Willst du nach Hause, Tante Zuza-na?“ Sie antwortet, sie wolle nach Sizilien. Die betagte Frau ganz rechts flieht in einem unbewachten Augenblick aus dem Zimmer, erst an der Tür fängt eine Schwester sie ab. Neben meiner Tante liegt eine andere Alte und beschuldigt den Pfleger des Bücherdiebstahls, die Nummer kennen wir schon, lächelt der Pfleger. Auch mein Cousin fängt auf einmal an zu lächeln. Er sagt zu mir: „Siehst du, hier solltet ihr euren Roadmovie drehen, hier segeln alle nach Norden, hier sollst du innehalten, nur für einen Moment

innehalten.“ Er sagt mir: „Irgendwo hinzueilen hat keinen Sinn mehr.“ Er ist mein engster Cousin und war es schon immer. Auch er ist schon ein alter Mann, fällt mir auf, ich schiebe sein lockiges, angegrautes Haar umsorgend aus seinem Gesicht, was auch sonst. Innehalten.

Mittwoch: Gerne würde ich innehalten, gerne wieder dort, bei meiner Tante, mit meinem Cousin P. Stattdessen eile ich in der Mittagspause ins Rathaus, um einen Personalausweis zu beantragen. Ich begegne zwei Beamtinnen. Einer guten und einer bösen. Die böse lässt mich den Antrag neu schreiben, weil ich Linkshänderin bin und unleserlich schreibe, das Wort *unleserlich* spricht sie wie *unlieberlich* aus. Die gute, ein Mütterchen mit einem Kreuz um den Hals, in einem dunkelbraunen Rolli, singt ihrer Kollegin unterdessen folgendes Klagelied vor: „Hast du davon gehört, Zdenka, wie diese arme Frau von der Mánes-Brücke runtergefallen ist... um einem Auto auszuweichen... ertrunken ist sie... ist lieber in den Fluss gesprungen. Die Schuhe haben sie in die Tiefe gezogen, ihre Jacke hat sie noch schwerer gemacht, Mütze und Schal, sicherlich hat sie auch Kinder gehabt.“ Die Stimme der katholischen Beamtin im Rolli bricht, der Fee vom Prager Rathaus, der sanften Seele zwischen den Anträgen. Kot der Vergangenheit. Kot der Zukunft. Kot-Ordinaten des Lebens.

Donnerstag: Ein friedlicher Tag.

Freitag: Was ist das eigentlich, ein friedlicher Tag? Ein friedlicher Tag bedeutet zum Beispiel ein wenig Badminton zu spielen, das beruhigt sogar Sträflinge vor der Hinrichtung. Badminton haben wir jedoch weder gestern noch heute gespielt. Stattdessen war ich gestern mit N.

in der Axa-Therme in der Na Poříčí. Nach dem Schwimmen beobachteten wir zu Walzermusik aus dem Ausguck im Café im ersten Stock die letzten Schwimmer vor der Schließung (Sträflinge vor der Hinrichtung?). Rechts schwamm Herr Bulldozer (Schmetterling, als tanzte er, Muskeln und großer Körper), in der Mitte der ITler, Herr Frosch (er schwamm schräg Brust, ging fast unter, er beeindruckte durch seine Magerkeit und seinen Tatendrang), ganz links schwamm der alte Herr Walross Kraul (ein Mann, für den das Wasser Leben ist). N. und ich dachten beim Bier unseren glorreichen Film zu Ende. Auf jeden Fall müssen wir mindestens dreimal in mitteleuropäischen Kreisstädten die Stadtbäder besuchen. Voller Hingabe die Leben der Schwimmer beobachten. Das dreißig-mal-fünfzehn-Meter-Becken ist schließlich das Zuhause für Schwimmer. Besonders wenn dazu aus den Lautsprechern ein Strauss-Walzer kommt... Ein erfüllendes Gefühl, bis ich feststellen muss, dass jemand unterdessen die Goldohrringe meiner Tante aus Arizona aus dem Spind hat mitgehen lassen.

Samstag: Pitching. Weder Unruhe noch Ruhe. Der Profi-Sport europäisch institutionalisierter Dokumentaristinnen; ein Sport, der uns dazu verhelfen soll, Geld zu machen, Fremdwörtergymnastik. Das Gefühl von Dankbarkeit, Erschöpfung und, meine Güte, sehr viel schlechtem Alkohol, den sie uns am Abschlussabend anbieten. Ja, wahrscheinlich auch Besoffenheit, ja, sogar grauenvolle! Ein Kurzer nach dem Anderen. Wittgenstein in Rufweite. Lange Beine haben kurze Lügen.

Sonntag: Alkoholvergiftung, ich sehe die Welt rus-

sisch-grau, wären N. und ihre Fürsorge nicht gewesen, wer weiß, wie es um mich stehen würde, denke ich während meines Wachschlafs, in dem ich in einer langsamen blauen Wasserrutsche irgendwohin nach Hause zurückkehre, in die Urzeit, konfus, verschwitzt, verwirrt, ich rieche den Duft von Großmutter's Badezimmer, höre ihre Stimme, wache erst abends auf, mit Vorwürfen und Schamgefühl.

Montag: Nie wieder Alkohol, schreibe ich ins Notizbuch, Zugfahrt Prag-Berlin, hinter Dresden fällt mir ein, hätte es nicht die Vermählung meines Großvaters und meiner Großmutter gegeben... Ich liebe das Gefühl, Zuhause zu sein. Die Kinder drücken und den Geliebten begrüßen. Schon allein der Einfachheit dieses Wortes, dieser Sätze halber. Zuhause sein. Zuhause. Vor einer Woche wusste ich das noch nicht.

19. 3. 2013

Dienstag: Es hat geschneit, überall ist es weiß. Die neunjährige E. hat letzte Woche ihren Pullover, ihre Socken, ihren Ausweis für die Schulmensa, ihren Schönschreibfüller und ihren rechten Handschuh verloren, ihre Schuhsohlen sind auseinandergefallen; Dienstagnachmittag im Zeichen der Neuanschaffung, wir gehen einkaufen. Nach einer Woche meiner Abwesenheit beäugen wir uns ab und zu scheu. Sie sagt mir, dass sie mit mir ungerne über schlechte Themen spricht, und schlechte Themen, das sind zum Beispiel die fiesen Jungs aus der Klasse. Und sie sagt das auf einmal so verbindlich, ich habe Lust, ihr ins Ohr zu

beißen. Für einen Moment überkommt mich sogar eine winzige Verzweiflung darüber, dass sie zu schnell heranwächst, dann stupse ich sie leicht, sie ist schon wieder so verträumt; Mama, verdreht sie die Augen, was soll der Blödsinn... Sie will Stiefel und Socken kaufen, irgendwelche, es ist ihr wirklich egal, Hauptsache sie sind nicht rosa und sie ist schnell wieder raus aus dem Laden, sie muss doch ihre Comics über Kannibalen zeichnen, aufs Einkaufen hat sie echt null Bock. Entspannter sind wir erst beim Pflaumenkuchen in der türkischen Bäckerei, werfen gelegentlich etwas über die Leute ein, die in der Schlange stehen. Die Leute sprechen Türkisch, Polnisch und die andere Sprache können wir nicht erkennen, Esperanto vielleicht? E. sagt, sie habe mit Wang Li ihre eigene Sprache, und dass das zum Leben reiche; wozu irgendein abgedrehtes Esperanto? Dann essen wir wieder schweigend und E. fängt von Neuem an, nimmt erneut Fahrt auf: „Wozu all diese Einkäufe, Mama, wozu denn, warum malen Menschen nicht lieber zuhause unter ihrem Lämpchen Kannibalen“, sie schimpft genervt weiter. Ich sage etwas leiser, dass die Leute zuhause dann die eingekauften Dinge sicher sofort auffressen, denn sie sind unersättlich, so wie wir zuhause ihre neuen Socken, Handschuhe und den Pullover auffressen, damit wir uns schon bald wieder einen schönen, gemeinsamen Nachmittag im Einkaufszentrum machen können. Dann lachen wir bereits beide, na endlich, E.s Melancholie ist einstweilen fort.

Mittwoch: Schnee, und so gehe ich mit der kleinen F. in den Görlitzer Park Schlittenfahren. E. hat heute Aikido (vergisst aber das Geld, also schickt sie der Meister wieder

nach Hause, davon haben wir, die Schlittenrennfahrerinnen, jedoch keinen Schimmer). Im nachmittäglichen Park scheint heftig die Sonne, eine Illusion von Frühlingsbergen, als wäre die Welt zum Tauen bereit, nur der Frost bremst alles. Ich drehe mein Gesicht zu den Strahlen, auch die schwarzen Dealer im weißen Park tragen heute unter ihren Afromützen Sonnenbrillen auf der Nase und johlen einen Tick lauter als sonst; vielleicht sind wir in der Wüste, fällt mir zusammenhangslos ein, als wir faul vom gefrorenen Hügel hinuntergleiten. Vom einzigen Hügel fahren wir direkt ins Amphitheater ein. Hin und wieder zurück. Hin und wieder zurück. An einer Laterne hängt ein Haufen Kiffer rum, sie singen was von Dylan und F. fragt: „Warum, Mama, gibt es die Gitarre?“ „Das ist so schwierig zu erklären“, sage ich ihr mit Blick auf die Kiffer. „Und warum bist du so schwierig?“, fragt die kleine F. wieder, während die Bohnenstange *Just a perfect day* spielt. Und sie haben Recht, die Bohnenstange und die kleine F.

Donnerstag: F. hat Fieber. Wahrscheinlich vom langen, lustigen Schlittenfahren am frostigen Nachmittag im Görlitzer Park. Trotzdem war's das wert, sage ich unsicher und F. zeigt mir im hässlichsten Kindermagazin, was ich ihr alles kaufen soll – eine Barbie, eine Rutsche, ein Plastikkinderbett für Puppen; aber ja, ich werde dir alles kaufen, natürlich (und am liebsten im Einkaufszentrum mit E.). Nach dem Mittagessen spielen wir aus Langeweile das Lieblingsspiel von F: Du bist eine Kartoffel, du bist eine Lampe, du bist eine Raupe, du bist eine Schere. F. gewinnt, weil sie nach einer Weile ruft: „Du bist ein Narrenring.“ Mir fällt verständlicherweise nichts Besseres ein. Ich gebe

auf – ich bin ein Narrenring. Hurra, Hurra, der Pumuckl ist da. Ein Narrenring bin ich.

Freitag: F. hat kein Fieber mehr und will heute aus dem hässlichsten der hässlichen Kindermagazine komplett alles, aber wirklich komplett alles kaufen, natürlich auch den giftgrünen Traktor mit Motor und den batteriebetriebenen Kunststoffbohrer! Ich lese Gaos *Das Buch eines einsamen Menschen* und freue mich über seine Tugend, nichts zu haben und nichts zu wollen.

Samstag: Kurzer Nachmittagskaffee im Klub Szimpla mit der Ungarin Zsofi; sie sagt jedoch kurzfristig ab, und ich bin schon raus aus der Wohnung, habe zuhause schon alle verabschiedet, also was tun mit der freien Stunde... Ich gehe schnellen Schrittes weiter und suche unwirtliche Orte auf, Automärkte, Tankstellen und verlassene Fabrikgelände; als würde ich mich direkt nach dem Zentrum von Brünn-Zábrdovice zurücksehnen und auf der Straße Alte-Siedlung weitergehen, die trotz ihres Namens immer schon einen sozialistischen Ameisenhaufen an der Stadtperipherie voller Platten und Brachflächen darstellte. Als würde ich Berlin begrüßen und gleichzeitig verabschieden. Eigentlich begrüße und verabschiede ich diese Stadt ständig, anders bringe ich es nicht fertig, hier zu leben. Nur im permanenten Fest von Liebe und Hass.

Sonntag: Zwischen drei und sechs Uhr morgens, während ich tief schlafe, erhalte ich zwei kurze Mails mit Fotos einer Grazer Diskothek, sie sind von einem etwas seltsamen Österreicher, den ich nur flüchtig kenne. Er schreibt, Tanz sei befreiend, naja, Schlaf auch, sag ich mir zufrieden. In aller Freundlichkeit schreibe ich ihm zurück, dass ich

die Gelegenheit wertschätze, sein nächtliches Tagebuch zu sein. Mein Mann scherzt währenddessen in der Küche, ich antworte ihm, solche Witze zu machen habe er mit achtzehn in einem Zlíner Möbellager gelernt, und habe sich seitdem nicht weiterentwickelt. Ich sehe den Berliner Innenhof und sehe gleichzeitig Brünn, unsere letzte Brünner Wohnung... Ob ich mich denn weiterentwickelt habe? – fragt er herausfordernd aus der Küche. Selbstverständlich. Mit fünf habe ich mich von einem drei Jahre älteren Jungen in einen Bettkasten zusammen mit einer toten Maus einsperren lassen, nur damit er mich küsste. Mit sieben durchschwamm ich das ganze Becken unter Wasser, nur damit ich im Zelt mit einem gleichaltrigen Jungen übernachten konnte, und ein Jahr später sprang ich mit Skiern von einer großen Schanze, weil wenn ich das mache, gibt mir der Švarc aus der 7B einen Zungenkuss. Und weißt du was, jetzt scheiße ich auf das alles ein wenig, koch dir deinen Kaffee selber, mein Liebster.

„Ich bin nicht aufgeblasen, ich bin bescheiden“, ruft F. und schlägt mit einem Klöppel gegen das Wandschrankschrankglas. „Du bist kein aufgeblasener Frosch?“, frage ich abwesend, und bemerke erst dann, dass das Mädchen die Möbel demoliert. „Hör auf“, rufe ich, aber leise, denn ich will keine strenge Erzieherin sein, keine Mutter Courage, schon gar keine Frau, die ihr Leben unter Kontrolle hat. *Nee, nee*. Das Kind hört auch so nach einer Weile auf zu poltern, nichts ist kaputtgegangen und ich mummle mich für fünf Minuten in die Kissen, komm doch für einen Moment zu mir, locke ich sie. Diese Sonntagswelt habe ich ganz gern. Diese gemütliche Federbettenwelt.

26. 3. 2013

In Berlin spottet man. Der Frühling kommt, er kommt bestimmt; aber erst nach Silvester. Am Samstag hat sich E. im Zug Berlin-Strmilov (erst EuroCity, dann Schnellzug und schließlich Regio) auch einen Witz ausgedacht. Was ist der Unterschied zwischen Berlin und Strmilov? Es gibt keinen. Beide Orte sind unterm Schnee vergraben und so wird es für immer bleiben.

Hier auf dem Dorf fällt mir auf, dass die Südböhmen während des anhaltenden Schnees und des frostigen Windes noch schweigsamer sind als sonst. Nur der Lokalalkoholiker Herr V. lauerte mir heute am frühen Nachmittag hinter dem Lebensmittelladen *Olga* auf, um mir ein paar dreckige Sätze zu sagen. „Du spreizt die Beine und ab mit dir ins Heu / Trotz Ehemann will jeder ran / Fürs Alter aber gibt es nur, ne gute Chemo und zwar pur.“ Er hatte keine Mütze. „Sie haben keine Mütze“, sagte ich ihm streng und schon verschwand er wieder.

Sonst ist in diesem schönen Dorf, in dem ich, ähnlich wie in den Städten B. und B., wohnen muss und nicht darf, seit vier Monaten nicht sehr viel passiert. Nur ein evangelischer Pfarrer ist von seiner Kirchengemeinde zu den Soldaten geflohen. Meine Mutter traf ihn zufällig auf dem Bahnhof in Telč, er trug eine Soldatenmütze, eine Reisetasche, und meine Mutter erzählte stolz, wie sie ihm auf die Schliche kam: „Ich habe nicht gleich erkannt, wer das ist, dachte mir nur, das ist ein Mann, der Soldat ist, obwohl er eigentlich Pfarrer sein sollte. Ich fragte: Entschuldigen Sie, sind Sie nicht zufällig Pfarrer? Und er wurde rot wie

ein echter Pfarrer, gestand alles ein, dass er bei den Soldaten diene, sie ihn aber bisher noch nicht in den Krieg geschickt hätten, weil er nicht kampferprobt sei. Wie denn auch, der und kampferprobt? Mit so einem Knopfgesicht und den viel zu gutmütigen Augen. Zudem las er“, sagte M., „auf dem Bahnhof die Bibel, und das hat ihn in meinen Augen überführt!“

Im Zug Berlin-Strmilov, zwischen Planá nad Lužnicí und Veselí, trat nach siebenstündiger Fahrt ein Schaffner ins Abteil. Auch er hatte ein Knopfgesicht. Und dieser Knopf fragt uns, fahren Sie bis Veselí? Ja, antworten wir und sind vergnügt, dass uns der Herr Schaffner so freundlich ansprach. Und nicht nur ansprach, er kam vor Soběslav zurück und brachte den Kindern eine ganze Packung Haribo-Smiling-Balla-Bonbons. Die Kinder jauchzten. Dann zog er aus seiner Arbeitstasche eine kleine Kopie von einem Bild von E. Neumann aus dem Jahr 1913. Der Heilige Kyrill und der heilige Method. Auf der Rückseite des Bildchens stand folgende Fürbitte: *O Gott, du hast unseren Vorfahren die Heiligen Kyrill und Method geschickt, damit sie ihnen das Evangelium in slawischer Sprache verkündeten. Mach, dass wir mit Freuden deine Botschaft annehmen, wir unser Leben nach ihr ausrichten und auf ihre Fürbitte, mach, dass wir alle vereint sind in der Einigkeit von Glauben und Liebe. Amen.*

Ich dankte auch für die Mädchen, in Veselí bestand der Apostel darauf, uns noch die schweren Koffer auf den Bahnsteig zu tragen, wir winkten, den Mund voller Haribo-Smiling-Balla. Glück ist ein einfacher Satz, aufgeschrieben in komplizierten Satzgefügen. Wittgenstein. Nein, Kaprálová.

Die Bonbons hatten einen chemisch-metaphysischen Nachgeschmack, noch jetzt juckt es mir unter meiner Zunge.

Sonst geschah in der Gemeinde S. nichts. Bis auf den erwähnten Abgang des evangelischen Pfarrers und einem erzwungenen Abgang eines vorzeitig pensionierten katholischen Pfarrers, der unter Depressionen litt. (Sie versteckten ihn in einem Kloster.) Durch sein Benehmen brachte er nach drei Jahren all seine Schäfchen gegen sich auf, im letzten Jahr schon hatte er während der Messe keine Ministranten mehr und predigte fünf Rentnern, wie schädlich das Tanzen in der örtlichen Diskothek im Kulturhaus sei. Aber zu seinen berühmtesten Auftritten gehörte die Osterpredigt letztes Jahr. Er kam, schwieg fünf Minuten, die Glaubensbrüder und -schwestern räusperten sich, scharrrten mit den Schuhen auf dem Boden, aber er schwieg. Dann sagte er nur: „Perlen vor die Säue werfen. Amen.“ Und die Sünder gingen auseinander.

Diesen Sonntag kam ein neuer, junger Pfarrer in die Gemeinde, ein Pole. Dafür, dass er ein Pole sei, ging in der Gemeinde das Gerücht um, könne er hervorragend tschechisch sprechen.. Die Kirche war vollgestopft, um die fünfzig Leute. Ja, jede Veränderung klingt nach Aufregung. Und auch wenn er ein Pole ist, ist er schlussendlich auch ein Christ, ein Katholik, letztlich ein katholischer Priester.

Ostern kommt näher. Die Kinder und ich bemalen Eier. Sie sind farbig, damit sie besser im Schnee zu sehen sind; auch meine Kinder sind farbig, kunterbunt und richtig schmutzdelig.

Am Evangelium von den Heiligen Kyrill und Method gefällt mir wirklich, dass sie es in slawischer Sprache gepredigt haben. In so einer Sprache, in einer degradierten Form, wünsche ich nun dem polnischen Pfarrer, dass ihn sein Optimismus und sein Leuchten so lang wie möglich in der Gemeinde S. hält, dass er sich nicht von der leicht stickigen Xenophobie verschrecken lässt, die über dem menschenleeren Laden des kleinen und schreckhaften vietnamesischen Verkäufers schwebt, um die Häuser der Pflegefamilien mit Romakindern oder vor der neuesten Anschwemmung, nämlich einer Familie, über die gemunkelt wird, sie seien Diebe. Und nun ab ins Bett. Es schlägt zehn in der Gemeinde S.

2. 4. 2013

Karfreitag (übers Theater)

Ein Mann. Er ist nicht Jesus und zugleich doch Jesus; er ist Theaterschauspieler. Am Karfreitag spielt er Jesus in der Stadt B.; es schneit. Er hat den elastischen Körper eines Athleten und ein nicht besonders gutes schauspielerisches Auftreten. Auf der Handfläche der linken Hand eine matte Tätowierung, ein Gewand aus weißen Bettlaken, darunter Boxershorts, sympathische Schlichtheit, vielleicht von KiK. Zu Schmackostern* wird er sich zum üblichen

* Ein österlicher Brauch auf dem Land, bei dem die jungen Mädchen und Frauen symbolisch mit einer Rute geschlagen werden, damit sie jung und schön bleiben. Zur „Belohnung“ gibt es für die jungen Männer danach meist ein Gläschen Schnaps oder ein bunt bemaltes Ei. Dieses Ritual variiert von Region zu Region. (Anm. d. Ü.)

Rutenschlagen begeben und die Schauspielerin peitschen, die als Maria Magdalena in den *Passionsspielen* auftritt, und womöglich wird er für ein bemaltes Ei sogar Maria mit der Rute schlagen. Von Zeit zu Zeit vertauscht er die Wörter seines Monologs; seinem Dialekt und seiner hektischen Gestik nach zu urteilen, kommt er aus Nordmähren. Mit fällt auf, dass er spielt, als würde er schlafen, als sei er noch etwas anderes als Schauspieler und Jesus. Aber vielleicht war der tatsächliche Jesus genauso: ein bisschen Fake, ein bisschen Hipster, ein bisschen Barmann mit schauspielerischer Veranlagung. Schon nach fünf Minuten fühle ich mich betrogen. Und als der Schauspieler mich fragt: „Glaubst du nicht, dass ich der echte Jesus bin?“, antworte ich, dass er ein Schauspieler sei, der sich für Jesus ausbebe. „Du glaubst nicht an Jesus“, interpretiert er vulgär und ich höre schließlich auf, mich aus der ersten Reihe auf die physische Nähe seiner Boxershorts zu konzentrieren; schon jetzt ist der Anflug eines ärgerlichen Ausdrucks auf seinem jungenhaft schönen Gesicht zu erkennen. Dieser Dialog ist zwecklos, denken wir beide unmittelbar darauf und wenden uns für die übrigen siebenzig Minuten voneinander ab. Er wäscht den anderen Zuschauern die Füße, spricht die anderen Zuschauer an und freut sich über ihre Scham. Auch ich habe Gewissensbisse, das habe ich eigentlich nicht gewollt, diesen Konflikt, ich wollte dich nicht kränken, Schauspieler. Ich verspreche, sollte er mich wieder fragen, werde ich taktvoll schweigen. Aber er fragt nicht, bis zum Ende der *Passionsspiele* spricht er mich nicht an. Während des letzten Abendmahls würdigt er mich nicht eines Blickes, er ist also nicht nur ein Schau-

spieler, der sich als Jesus ausgibt, sondern auch ein Jesus, dem mindestens ein Mensch im ganzen Zuschauerraum vollkommen gleichgültig ist. Und dazu ist er noch ein strafender Jesus und mir fällt wehmütig ein, falls das der echte Jesus sähe, dann müsste er bei mir stehen, und falls dieser Jesus hier am Ende der avantgardistischen *Passionsspiele* wie eine histrionische Konkubine schreit, „Herr, warum hast du mich verlassen?“, dann kann ich diese Replik im Geiste mit ihm rufen. Und auf einmal fühle ich im Schwindel, dass ich mit ihm in diesem Augenblick verschmelze. Mit seiner Verzweiflung, scheiß egal, dass die gespielt ist, Gott weiß, ob die gespielt ist, mit seiner Verzweiflung über das Theater. An diesem Karfreitag, der wirklich einmal Kar war.

9. 4. 2013

Alle Geschichten passieren in der Stadt B., nicht in der unendlichen, sondern der endlichen.

In dieser Stadt bin ich mit dem Hund Ivoš Gassi gegangen. Und weil ich im mährischen B. war, nicht im deutschen, rief ich ihn *Ivošu*. Ich lebte zwei Tage mit Ivoš; im Lužanky-Park und Umgebung lobte ich ihn für seine Häufchen, gab ihm Hundebonbons, zeigte ihm die Statue von Vaclav Merhaut, wir jagten zusammen Meisen, manchmal zog ich aus Spaß an seiner Leine, zog ihm blutige Plastikfetzen aus dem Maul, ich liebte Ivoš und ich denke, er liebte mich auch. Seinem Frauchen Z., zu der ich eine schwesterliche Bindung habe, war ich dankbar, dass sie mir das zeitlich beschränkte, vorbehaltlos liebende

Leben mit dem Hund ermöglichte. Am zweiten Tag am Morgen begegneten I. und ich K., einem kleinen, unteretzten Maler, albernen Skeptiker, scheuen Ironiker. Statt mit einem *Ahoj* begrüßte er mich und Ivoš mit den Worten, dass er in ausgerechnet dieser Nacht von mir geträumt habe, das sei kein Witz. Das ist unwahrscheinlich, auch bei unserem letzten zufälligen Treffen vor zehn Jahren scherzte er fortwährend. Aber gut, wenn's kein Witz ist, dann soll doch über unseren Seelen etwas Mystisches schweben. K. ging mit uns in den Tyrš-Park. Dort drehten wir mit dem Hund eine Runde und versuchten ein Gespräch, was nicht und wieder nicht klappen wollte, ebenso wie Ivoš sich nicht und wieder nicht entleeren wollte.

Dann lud K. uns zu sich nach Hause zum Tee ein. Er lebt als Hausmeister in einer Souterrain-Wohnung einer Kirche in Brünn. Den Tee brachte er mir von den Kirchleuten aus dem Erdgeschoss. Die Atmosphäre in der ungelüfteten Wohnung war stickig, die Möbel waren geliehen, die Gardinen künstlich, die Teppiche kirchlich, der Seelenzustand provisorisch. Es war ein trauriges Treffen, eins der traurigsten, die man sich nur vorstellen kann. Eine vollkommene Ermangelung an Worten, die diese schreckliche Lebensmüdigkeit von K. beschreiben könnten; ich sehnte mich so sehr nach frischer Luft, aber auf dem Tisch stand schon siedend heißer Tee von den Kirchleuten, es war unpassend zu gehen, Ivoš lag zu meinen Füßen. „Warte“, sagt K., „gleich kommt ein Freund, um seine Mütze zu holen.“ Dann fährt er aus Verlegenheit fort, er sei ein Fan von mir, so drückt sich die Sympathie in der Stadt B. aus. „Ich bin auch ein Fan von dir“, antwortet mein Mund leise

seinem runden Gesicht, unterdessen erscheint in der Tür der Freund, hereinkommend, sich setzend, nach der Mütze greifend. „Wie geht’s, wie geht’s?“, fragt jetzt langsam zweimal der Mund von K. „Na, wie halt?“, antwortet der Mund des Freundes noch langsamer, während seine Augen durch die abgestandene Luft streifen, „ich hab meine Arbeit hingeschmissen, mein Psychiater hat’s mir verordnet.“ Dann reden die zwei Männer in der Souterrain-Wohnung wieder in normaler Geschwindigkeit über den Weg von Hrušovany nach B., darüber, wie man durch den Fluss nach Zábřdovice waten kann und noch weiter... Ivoš beißt in das hölzerne Stuhlbein. „Ivošu, gehen wir?“, frage ich den Hund flehend. K. gibt mir ein kleines Geschenk, eine Messingklinke. Schweigend nehme ich sie, fast feierlich, wir verabschieden uns. Ich habe einen Glücksbringer von einem Pechvogel. „Komm, Ivošu, komm, wir müssen verschwinden, also komm schon, bitte. Ich bin böse und habe lange Beine.“

Einen Tag später (allerdings immer noch in der Stadt B.) treffe ich – bereits ohne Ivoš – im Gebäude des Tschechischen Rundfunks einen anderen alten Bekannten. Er ist ein Mann, alt wie Methusalem, dem, wenn er sich streckt, die Knochen im Körper knacken, ich sehe diesen lieben Mann für knapp fünf Minuten und er tänzelt die ganze Zeit über, als wäre er auf einer Sprungfeder. „Bist du auf einer Sprungfeder?“ Ich will ihn irgendwie umarmen, beruhigen. Aber meine Hand, in der ich eine Papiertüte mit meiner grünen Bluse halte, macht eine unerwartet heftige Bewegung zu seinem Rücken, und ja, die Papiertüte klatscht gegen seinen Rücken. Der Schlag ist viel zu

energisch, ein richtiger Hieb, dazu noch von hinten (also hinterhältig!), ich zieh' ihm also eins mit der Tüte über... Damit endet unsere gemeinsame Zeit schon, die fünfte Minute beendet das Leben, sich selbst; die Pause im Tschechischen Rundfunk endet, die Pause in der Stadt B. endet, in der Stadt, in der alles nur vorübergehend ist, und solch ein Leben gefällt mir eigentlich.

Noch einen Tag später spielen mein Prager Cousin und ich in Prag drei seltene 8mm-Filmrollen mit Familienaufnahmen ab, aus denen ich gerne einen Film machen würde. Der Projektor röchelt, das Jahr 1958, ich sehe Áda, den Mann von Tante Zuzana, einen gigantischen Steinpilz in einem südböhmischen Kiefernwald pflücken, in der Hand einen Stecken, die Kinder springen um die Körbe voller Pilze herum. Woanders macht Áda mit den Kindern und Tante Zuzana an einem südböhmischen Teich in einem Kessel Heidelbeerknödel, Zuzana zieht sich um, man kann ihre Brüste sehen, sie lacht und versteckt sich. Dann sehe ich ihren Vater; das Jahr 1966, der Rücken ist unterm Pullover schon ein wenig krumm, vor ihm seine Cousine, die er im Geheimen liebt, sie kommen im Regen über die Landstraße vom runden Autobus, der inzwischen schon lange tote Großvater nickt ihnen zum Gruß aus dem Dachfenster der Datsche zu.

Die drei Aufnahmen habe ich vorgestern nach Berlin geholt. Und gestern erhielt ich die Nachricht, dass Tante Zuzana gerade in der Geriatrie in Prag gestorben ist. Über siebzig Jahre lang rauchte sie zwanzig Zigaretten am Tag, sie war lustig, liebevoll, mutig, saß an einem südböhmischen Teich mit blanken Brüsten und jetzt ist sie tot.

Berlin ist unendlich und Brünn ist endlich. Das Leben ist eher wie Brünn.

16. 4. 2013

Freitag

In zwei Stunden beginnt in Prag die Beerdigung von Tante Z., auf die ich nicht gehe. Trotzdem bin ich seit heute Morgen eher dort als hier. Gleich werde ich den Berliner Werner anrufen, das voreheliche Kind von Áda aus der Kriegszeit, dem Mann meiner Tante. W. wurde im Mai 1945 in den Smíchover Frauenhäusern geboren. Als Baby wurde er mit seiner deutschen Mutter ausgesiedelt, tschechisch spricht er nicht, seinen heute toten Vater Áda traf er zum ersten und letzten Mal mit sechsundvierzig Jahren und er vergöttert ihn. Ich bin mir sicher, dass er nicht zum Begräbnis seiner Stiefmutter gegangen ist, er wird verlegen sein, wenn ich ihn anrufe, und trotzdem rufe ich ihn an. Ich werde nicht aufschreiben, worüber wir uns unterhalten haben, worüber könnten wir uns am Telefon schon unterhalten? Es wird sicherlich ein zerbrechliches, gewollt lustiges Berliner Gespräch werden, voller grammatikalischer Fehler.

Beim Frühstück erzählte die kleine F. eine aufregende Geschichte. Sie endete mit einem ekstatischen Schrei: „Und das Eis wird dort im Kindercafé mit weißen Plastiklöffeln gegessen!“ Das Herz einer Vierjährigen zu haben, muss Punk mit Barockmusikelementen sein. Und das erinnert mich daran, dass ich am Dienstagabend im Spreewaldbad war, und weil dort kurz vor meiner Ankunft Scheiße im

großen Becken schwamm, wurde es für die Öffentlichkeit geschlossen, die Schwimmer verließen entsetzt das Areal, also ging ich im vollständig leeren Kinderbecken links von der Unfallstelle schwimmen, zum ermäßigten Preis und glücklich als wäre ich eine Vierjährige.

Nun aber wirklich etwas zur Unterhaltung. In B. (dem endlichen) schenkte mir letzte Woche der Buchhändler M. Ž. ein Päckchen mit alten Literaturzeitschriften. Was für ein Geschenk für eine freiwillige Emigrantin! Gierig lese ich sie nachts in Berlin, von allen Ausgaben begeisterte mich, trotz des lehrreichen, tiefgründigen Essays aus der Feder Peter Králs, eigentlich nur mein alter Bekannter, der Dichter Mnoháček Zgublačenko, besonders sein Gedicht *Ein Autistischer Witz*.

Eine Sprechstundenhilfe fragt ins Wartezimmer:

„Guten Morgen, ist Herr Novák hier?“

Ein autistischer Patient versteht jedoch:

„Guten Morgen, isst Herr Novák hier?“

Und so antwortet er:

*„Ob Herr Novak hier isst, weiß ich nicht,
aber ich habe schon gegessen.“*

Und dann freute ich mich über alle Texte aus der Rubrik *Hallo, hier ist die Kläranlage*, die Patrik Linhart geschrieben hat, ein Schurkentroubadour aus Duchcov, der die Welt irgendwie so scharf gestochen, *lovely*, beschreibt, dass ich zeitweise leise lache und Lust auf kubanischen Rum bekomme.

Ich habe versprochen, dass ich nicht schreibe, worüber ich mich mit Werner unterhalten habe, aber ich schreibe es doch, es ist nämlich ganz banal. Sein Telefon war besetzt,